

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 139

Rubrik: [Stadtleben]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

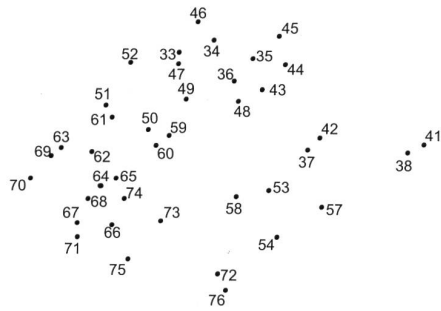
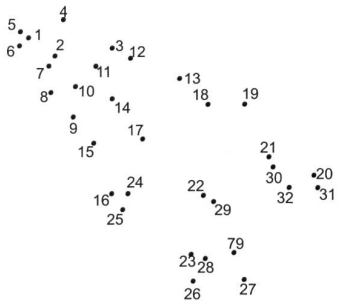
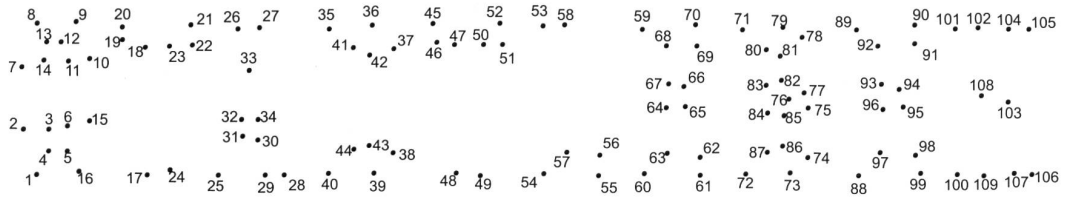
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

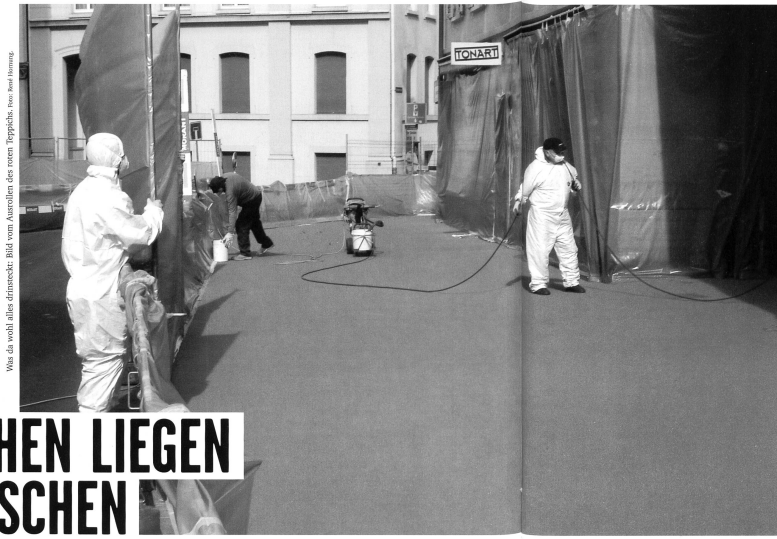
Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



40
39

77 78 55 56



Wie da wohl alles drinnrecht. Bild vom Ausrollen des roten Teppichs, wie man immer.

22 EIN BISSCHEN LIEGEN UND LOUNSCHEN

Im November wird der rote Teppich im St.Galler Bleicheli eröffnet. Miteinander hätten sie die Stadtlounge geplant, meinte Pipilotti Rist am Telefon. Und schickte den Architekten vor, sie zu erklären. Carlos Martinez zum Sitzen im öffentlichen Raum, zum zweifelhaften Farblieferanten Degussa und zum Auftraggeber Raiffeisenbank. von Etrit Hasler

Carlos Martinez, Kunst im öffentlichen Raum führt häufig zu heftig geführten Auseinandersetzungen. Können Sie uns die Idee der Stadtlounge mit dem roten Teppich im St. Galler Bleicheliquartier erklären? Carlos Martinez: Das Bleicheliquartier, wie wir es vorgefunden haben, hatte wenig Aufenthaltsgüte. Ziel des ausgeschriebenen Projektes war, diese herzustellen und dem Quartier eine starke Identität zu geben. Die Analyse des Ortes hat dabei ein ziemlich schwieriges Bild ergeben: Ein Konglomerat von zusammenhanglosen, heterogenen Plätzen, die von herumstehenden und fahrenden Autos in Beschlag genommen wurden. Die Situation war so zerklüftet, dass die Aufgabe nur mit einem metaphorischen Boden gelöst werden konnte. Dieser würde das ganze zusammenhalten. Bei der Begehung vor Ort

hatte Pipilotti Rist dann die zündende Idee: «Wir müssen hier etwas machen, das Spass macht – auch uns selber. Nur so kriegen wir etwas Leben ins Quartier zurück.» Aus all diesen Faktoren entstand dann der Entwurf für den Teppich und die amorphen Möbel, die Idee des öffentlichen Wohnzimmers. Ein Ort, an dem man sich trifft, miteinander kommuniziert und entspannen kann, wo man eben ein bisschen «lounscht».

Sind «Lounges» nicht Orte, die von Türstehern bewacht werden und nur ein selektiertes Publikum zugelassen wird? So haben wir uns das natürlich nicht gedacht. Eine Lounge ist für mich eine Bar, bei der das Ambiente gemütlich und entspannt ist, wo man einfach gerne verweilt, sich niederlässt.

Das Wort geht auch mit Stadtveränderungen einher. Eine der ersten Lounges der Stadt war die «Seeger Lounge», die dafür bekannt ist, dass viele Ausländerinnen und Ausländer an der Tür zurückgewiesen werden. Der gleiche Besitzer, Mario Tomasini, führt nun das Restaurant mitten in der Stadtlounge. Ehrlich? Die Geschichte war mir nicht bekannt. Ich kerne das Phänomen des Türstehers noch aus meiner Zeit in London. Ich war 19 und wollte mit zwei jungen Frauen ins «Posidon». Die beiden farbigen Türsteher liessen die Mädchen passieren, ich aber musste draussen bleiben. Hat mir nicht gefallen. Eine Lounge sehe ich aber nicht in diesem Zusammenhang, sondern mehr im Sinne von «Chill-out». Ausruhen, Sitzen, ein bisschen liegen. Das widerspiegelt sich ja auch in der Möbeldesignerung auf dem roten Teppich. Das Raiffeisenbank dort ein so elegantes Restaurant schaffen lies und diesen Gastwirt holte, ist für unser Projekt nur dienlich. Nur Menschen können das Quartier beleben.

Einfach irgendwo sitzen: Das ist etwas, das in der Städteplanung nicht mehr gern gesehen wird.

In Spanien ist es so, dass in allen Parks Sitzbänke stehen, und diese so aufgestellt sind, dass man immer einander gegenüber sitzt. Da kommen immer alle zusammen. Ganze Familien verweilen auf den Plätzen. Die Mütter sitzen dann jeweils beieinander und die Väter, Kinder spielen miteinander. Angeregte Diskussionen entstehen, es ist immer etwas los. Aber in der Schweiz stehen die Bänke oft nur in einer Linie, so kann man einander nicht gegenüber sitzen. Bei der Stadtlounge haben wir an mehreren Stellen Sitzgruppen so eingerichtet, dass Kommunikaton und Beteinandersein möglich wird.

Ein Teil des Projektes, das bestimmt auch von vielen älteren Menschen geschätzt wird. Die meisten Sitzgelegenheiten sind im Kampf gegen Randgruppen verschunden.

Da hatten wir das grosse Glück mit dem Bauherr Raiffeisenbank. Ein Architekt kommt bei jedem Projekt im öffentlichen Raum an einem Punkt, wo es heisst, «das können wir nicht machen wegen der Vandalen oder den Skatern». Die Raiffeisenbank nimmt da den zusätzlichen Aufwand an Reinigung und Aufsicht in Kauf, damit die Idee verwirklicht

werden kann. Man darf nicht auf etwas Gutes verzichten, nur um einem Problem aus dem Wege zu gehen.

Sie haben erwähnt, das ganze Viertel sei recht zerklüftet gewesen, auch in Bezug darauf, dass an praktisch jedem Gebäude unabhängig voneinander Kunst am Bau betrieben wurde. Gab es ein Gesamtkonzept, in das ihr Projekt eingebunden wurde?

Ich weiss nicht, wie die Kunst-am-Bau-Projekte entstanden sind. Soviel ich weiss, hat man jeden Bau einzeln angeschaut. Die Gebäude sind auch nacheinander entstanden und nicht als Gesamtbau realisiert worden. Wir haben die einzelne Kunst so vorgefunden. Die Kunst am Solitairebau mit den farbigen Lüftungsgittern von Olivier Mosset gefällt mir sehr gut. Das ist ein sehr feines, mehrschichtiges Farbenspiel, übrigens die Farbenspalette, in der man die Karosserien der Firma «Rolls Royce» bestellen kann.

Gerade in diesem Zusammenhang ist der Einwand aufgetaucht, das überwältigende Rot des Teppichs lasse der subtilen Farbgebung keine Chance mehr.

Man kann das vergleichen mit einem Salon mit rotem Velourteppich, wo ein Monet an der Wand hängt. Das beisst sich auch nicht. Das gibt dem Bild den noblen Rahmen.

Und das Gleiche würde auch für die Synagoge gelten.

Ganz genau. Wir haben das Viertel in verschiedene Zonen unterteilt. Gleich vor dem Hauptgebäude ist die Empfangslounge mit kantigen Möbeln, die orthogonal zueinander stehen. Im Zentrum, nahe bei der Schule, ist die Relaxlounge, wo man sich hinlegen und hineinkuscheln kann. An der Schreinerstrasse, wo wir mit Parkplätzen konfrontiert waren, die nicht aufzuheben waren, haben wir den Porsche eingepackt. Vor der Synagoge allerdings war uns klar, dass wir da nichts stellen dürfen. Das Gebäude ist unheimlich prägnant in seiner Bedeutung. Immerhin die zweitälteste Synagoge der Schweiz. Einem Gebäude von solcher Wichtigkeit muss man Platz lassen. Wir haben vor der Synagoge sehr bewusst alles Mobiliar weggelassen. Der Platz heisst im Projekt «Foyers».

Ein weiterer Diskussionspunkt ist der Lieferant der Farbe. Die Firma «Degussa» hat im zweiten Weltkrieg Zyklon B produziert. Damit wurden in den Konzentrationslagern Millionen von Menschen umgebracht. Beim Bau des Holocaust-Mahnmals in Berlin war «Degussa» ebenfalls beteiligt, und es gab heftige Dispute. Das mit Degussa höre ich zum ersten Mal. Ich kenne den Belag aus meinem Umbau für

die Büros von Avenir Suisse auf dem Sulzer Areal. Wir suchten einen Bodenbelag, der wie ein Filz wirken würde. Er hat keine Richtung, keine Signatur. Dass der Klebstoff von Degussa kommt, war mir nicht bewusst.

Hätte es sie gestört, wenn sie es gemusst hätten? In Berlin hat man das Produkt am Ende ja doch auch benutzt. Ich denke, die Degussa von heute hat wenig zu tun mit der Degussa, die sich damals an dem herrschenden Zustand bereicherte. Man kann uns nicht verantwortlich machen für die Handlungen unser Grossväter. Das ist meine persönliche Meinung.

Eine abschliessende Frage: Früher war es so, dass Künstler in ein zerfallendes Quartier gezogen sind und dieses mit ihrer Präsenz und ihren Arbeiten so aufgewertet haben, dass Jahre später die wohlhabendere Bevölkerung an diese Orte nachzog, weil die Viertel plötzlich «in» waren. Im St. Galler Bleicheli passiert genau umgekehrt: Eine Bank zerstört ein Viertel und holt sich dann Künstler, um das Viertel wiederzuleben.

Während der Industrialisierung um die Jahrhundertwende gab es noch Patrons, die der Öffentlichkeit Parks, Schulen oder grosse Kunstwerke stifteten. Das Rockefeller Center in New York mit seiner Eisbahn, oder die Firma Bally mit ihrem Park sind so Beispiele. Heute gibt es kaum noch Firmen, die das machen, weil für die Shareholder nichts abfällt von so einem Engagement. Die Raiffeisenbank arbeitet da anders. Sie will in dem Viertel ein öffentliches Wohnzimmer. Der Tessiner Architekt Luigi Snozzi sagt, «jeder Eingriff ist eine Zerstörung, zerstöre mit Vernunft!» Das war für Pipilotti Rist und mich ausschlaggebend.

Herr Martinez, wir danken für das Gespräch.

Mit einer «Raiffeisen-Kulturwoche» wird das neue Bleicheli vom Fr 4. bis Do. 10. November eingeweiht. Es gibt u.a. eine Literaturshow mit Gion Cavally, eine Kleinkunstnacht mit Michel Gammenthaler, Viktor Vögeli, Goran Kovacevic und hop o'my thumb sowie eine Märlikenstunde mit Mitgliedern des Stadtparlamentes. Genaue Termine siehe Kalender oder www.raiffeisen-kulturwoche.ch.

Bereits zum Thema erschienen in Salten 05/05: «Sing a Song to the Bleicheli» von Marcel Bächtiger.

WAS HEISST HIER WELT?

Vor 200 Jahren wurde die Fürstabtei St.Gallen aufgehoben. 1983 hat die Unesco den St.Galler Stiftsbezirk in ihr Verzeichnis der Weltkulturgüter aufgenommen. Wie gehen die St.Galler zum Jubiläum mit ihrem gewichtigen Erbe um? Ein Diskussionsbeitrag. von Peter Müller

Spaziert man durch die Ausstellung «Fürstabtei St.Gallen – Untergang und Erbe» im Historischen Museum St.Gallen, kommt einem ein Verdacht: Das Konzept für diese Ausstellung stammt nicht aus der Gegenwart – seine Ausarbeitung war 1805 eine der letzten Amtshandlungen von Pankraz Vorster, dem letzten Fürstabt von St.Gallen. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, tunkte die Feder ins Tintenfass und begann: «Wird man dereinst, in 200 Jahren, des Untergangs der Fürstabtei St.Gallen gedenken, so soll man ...» Das fertige Dokument wurde an sicherer Stelle hinterlegt und, als das fragliche Jubiläum näher rückte, geöffnet.

Als Reliquie präsentiert

Ein solcher Gedanke kommt Museumsbesuchern nicht grundlos. Das Bild, das in dieser Ausstellung von der Fürstabtei St.Gallen entworfen wird, ist gar obrigkeitlich-fürstäbtisch geraten. Am auffälligsten: Es fehlen die Menschen, Gotteshausleute, Untertanen – die Dörfer, Städtchen und Städte. Dabei haben sie diesen fürstäbtischen Staat ausgemacht. Die Ausstellung zeigt nur Äbte, Mönche, altes Papier und sakrale Kunst. Und diese Kunstwerke werden wie bei einer Auktion von Sotheby's präsentiert, eins ans andere gereiht. Es fehlt nur die Preisliste. Dabei würde ihnen die historischen Lebenszusammenhänge, in denen sie standen, erst ihre Würde verleihen: Welche Menschen beteten zum Beispiel zu dieser Madonna da? Und worum könnte es in diesen Gebeten gegangen sein?

Auffällig ist auch das Fehlen einer kritischen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Optik. Die St.Galler Fürstäbte erscheinen als mildgütige Landesväter, die sich um das materielle und geistig-seelische Wohl ihrer Untertanen kümmern. Das ist nun doch etwas undifferenziert und näher bei fürstäbtischer PR als bei moderner Geschichtsschreibung. Recht wenig zu erfahren ist auch von den eidgenössischen und europäischen Zusammenhängen, in denen die Fürstabtei gestanden ist. Schliesslich hätten auch die spirituellen Aspekte eine stärkere

Berücksichtigung verdient. Das Thema interessiert heute viele, nicht nur Katholiken.

Die umfangreiche Begleitpublikation, die zur Ausstellung erschienen ist, füllt einige dieser Lücken – aber längst nicht alle. Schwer verständlich sind die schwache Präsenz der Volkskunde und das Ausklammern der Mentalitätsgeschichte: Wo wirkte das fürstäbtische Erbe nach 1805 weiter? Wie weit ist die hiesige Mentalität noch heute davon geprägt? So bleibt ein merkwürdiger Gesamteindruck: Bei diesem Jubiläum «200 Jahre Untergang der Fürstabtei St.Gallen» wird einem vieles – Geschichte, Kunst, Architektur – einfach «gezeigt». Wie eine Reliquie oder das Allerheiligste soll man es ehrfürchtig bestaunen und dann seines Weges gehen. Wer sich für Zusammenhänge interessiert, interdisziplinäre Zugänge oder die Vernetzung mit der Gegenwart, muss sich anderweitig kundig machen. Vergewöhnung man sich, dass der St.Galler Stiftsbezirk seit 1983 Unesco-Weltkulturerbe ist, könnte man sagen: Die Fürstabtei wird hier praktisch nur als Kulturerbe präsentiert. Die Welt fehlt. Oder: Hier ist die Fürstabtei die Welt.

Bräuchte es nicht Bemühungen, die Inhalte der Handschriften für die heutige Zeit wieder fruchtbar zu machen: literarisch, philosophisch, lebenspraktisch, spirituell?

Nabel des Abendlandes

Das Weltkulturerbe des Stiftsbezirks spielt stark in dieses Jubiläum hinein. In St.Gallen, wo es eng ist und überall Platz fehlt, gibt es «Weltkulturerbe». Ein ungeheures Wort. Für viele Einheimische ist dieser Stiftsbezirk banale Alltagskulisse. Viele schätzen ihn als Kostbarkeit und Wahrzeichen St.Gallens. Andere sehen ihn als touristische Trumpfkarte und Plattform für Events. Und gelegentlich trifft man jemanden, der sich mit seinem geistigen Kern auseinandersetzt. Die Kathedrale

erscheint plötzlich als «Gebirge von Sinn», als «kleiner Sinai» von Spiritualität und Transzendenz. Da hört man fasziniert zu und erkennt beschämt, dass diese Dinge doch tiefer, breiter und höher sind, als man sie sich vorstellt.

«Weltkultur» im engeren Sinn bietet im St.Galler Stiftsbezirk die Stiftsbibliothek. Sie gehört zu den 20 wichtigsten Handschriftenbibliotheken der Welt. Ihre Bestände und Dokumente aus dem Frühmittelalter haben zum Teil abendländische Bedeutung. Das ist alles sehr eindrücklich, Champions League sozusagen – doch stellt sich auch bei diesem Kulturerbe das «Welt»-Problem, allerdings in einer anderen Art. Viel stärker als bei der Fürstabtei erschwert hier das Christliche und Mittelalterliche den Zugang. Viele Handschriften sind zwar von abendländischer Relevanz, ihre Inhalte und Horizonte heute aber vielen fremd. Ein Besuch der «Fondation Martin Bodmer» in Genf zum Beispiel ermöglicht ein ganz anderes Bibliothekserlebnis. Sie bietet nicht nur christliches Mittelalter, sondern einen Querschnitt durch die abendländische Literatur und die Weltliteratur – mit Handschriften, Manuskripten, Erstausgaben. Der Fundus ist ungeheuer. Er reicht von Homer bis zu James Joyce, von ägyptischen Papyri bis zu modernen Bestsellern. Als Ganzes wirkt die «Fondation Martin Bodmer» wie eine Mischung von Trophäenhalle, globaler Stiftsbibliothek und Meditationsraum und hinterlässt beim Besuch einen tiefen Eindruck.

Die Vermittlung des Weltkulturerbes der Stiftsbibliothek für das Laienpublikum ist also nicht einfach. Vermutlich ist sie eine konstante Gratwanderung zwischen ernsthafter Auseinandersetzung und zeitgemässer Popularisierung, zwischen Wissenschaft und Marketing. Als historisch Interessierter freut man sich, dass sich hier vor allem in den letzten 20 bis 30 Jahren viel getan hat. Gelegentlich wundert man sich aber auch: Warum lassen die Publikationen der Stiftsbibliothek die Geschichte der Ostschweiz noch immer erst mit



Illustration: Jonathan Nemeth

Gallus beginnen? Und warum findet sich in einem Magazin, das die Stiftsbibliothek 2004 herausgegeben hat, für die Bibliothek die ebenso nabelschauerische wie anmassende Bezeichnung «Nabel des Abendlandes»? Hier gilt immer noch der Satz von Theodor Heuss, dem ersten deutschen Bundespräsidenten: «Es gibt drei Hügel, von denen das Abendland seinen Ausgang genommen hat: Golgatha, die Akropolis von Athen und das Kapitol in Rom.» In St.Gallen ist bloss Gallus über ein Gestrüpp gestolpert.

Zusammenarbeit fehlt

Vor allem aber fragt man sich, ob die wissenschaftliche Optik genügt. Bräuchte es nicht Bemühungen, die Inhalte der Handschriften für die heutige Zeit wieder fruchtbar zu machen: literarisch, philosophisch, lebenspraktisch, spirituell? Dann wären diese

Handschriftenschatze nicht nur Objekte des Staunens. Dann wüsste man als Besucher oder Leser auch: «*mea res agitur* – hier geht es um meine Sache.»

«*Mea res agitur*» – das schlägt den Bogen zur Ausstellung «Fürstabtei St.Gallen – Untergang und Erbe». Man bekommt den Eindruck, dass die Ausstellung stark die Sicht der St.Galler Katholiken widerspiegelt oder zumindest für die st.gallischen Katholiken eine starke identitätsstiftende Funktion haben soll. Die Vernissage der Ausstellung war denn auch ein farbiges Treffen des katholischen Milieus: Politiker diskutierten angeregt mit Geistlichen, Wissenschaftler mit Klosterfrauen. Eine solche Ausstellung ist nicht unbedingt «*mea res*», aber kein spezifisch katholisches Phänomen. Auf dem Platz St.Gallen gibt es verschiedene historische «Szenen», die in vielen Fällen immer noch für sich arbeiten oder nur mit

Ihresgleichen zusammen: die Katholiken rund um Stiftsbibliothek und Stiftsarchiv, die Protestanten, die Ortsbürger mit dem Stadtarchiv, das Staatsarchiv, die Links-Alternativen, die Feministinnen ... Man würde sich wünschen, dass es hier vermehrt zur kritisch-konstruktiven Zusammenarbeit käme. Die Projekte könnten nur gewinnen. Der Blick auf die Geschichte von Stadt und Region würde spannender, anregender, bereichernder.

Fürstabtei St.Gallen – Untergang und Erbe. Ausstellung aus Anlass der Aufhebung der Fürstabtei St.Gallen vor 200 Jahren: Historisches und Völkerkundemuseum, noch bis Juli 2006, Di-Fr, 10-12/14-17 Uhr, Sa/So, 10-17 Uhr. Begleitpublikation: Fürstabtei St.Gallen – Untergang und Erbe 1805/2005. Verlag am Klosterhof St.Gallen 2005. Mehr Infos: www.hmsg.ch

MEIN KAMEL MIT RECHTSDRALL



26

Ich sitze unter einem verdorrten Baum in der Wüste Thar, es ist heiss, der Wind bläst wie ein gigantischer Haartrockner, ein Käfer rollt Kamelmist in sein Loch und Britney Spears lächelt mich an. Zuckersüss und leicht verzerrt, den Kopf neckisch zur Seite geneigt, blickt sie von Delboys T-Shirt. Auf die Frage, ob er Britney toll fände, lächelt er verlegen und beugt sich tiefer über den Kochtopf. Erst als ich ihn das zweite Mal frage, antwortet er: «Who is Britney?» Delboy freut sich zu hören, dass das Mädchen auf seinem T-Shirt berühmt ist. Entschuldigend fügt er hinzu: «Me no read, no write.» Englisch hat er mit Ausländern gelernt. Seit nunmehr zehn Jahren führt er Touristen von Jaisalmer aus durch die Wüste. So auch die nächsten drei Tage uns zwei Schweizerinnen. Wir sind, scheinbar ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, unterwegs. Also wie Ponyreiten im Zirkus Knie. Nur grösser und heisser. Ich habe den Verdacht, dass wir tatsächlich in einem grossen Kreis reiten. Wir biegen meistens nach links ab. Vielleicht liegt es daran, dass mein Kamel einen Rechtsdrall hat. Oder auch daran, dass rechts Pakistan liegt, und da dürfen wir nicht hin. Falls wir unbedingt hin wollten, dann sollen wir ihm wenigstens die Kamele da lassen, meint Delboy. Ein Kamel kostet 8000 Rupien, circa 250 Franken. Wir haben dem Vermittler 450 Rupien pro Person und Tag für unser «unvergessliches Abenteuer» bezahlt. Essen, Trinkwasser, Decken sind inbegriffen. Wie viel davon Delboys Anteil ist, wissen wir nicht. Später erfahren wir, dass es etwa 50 Rupien sind.

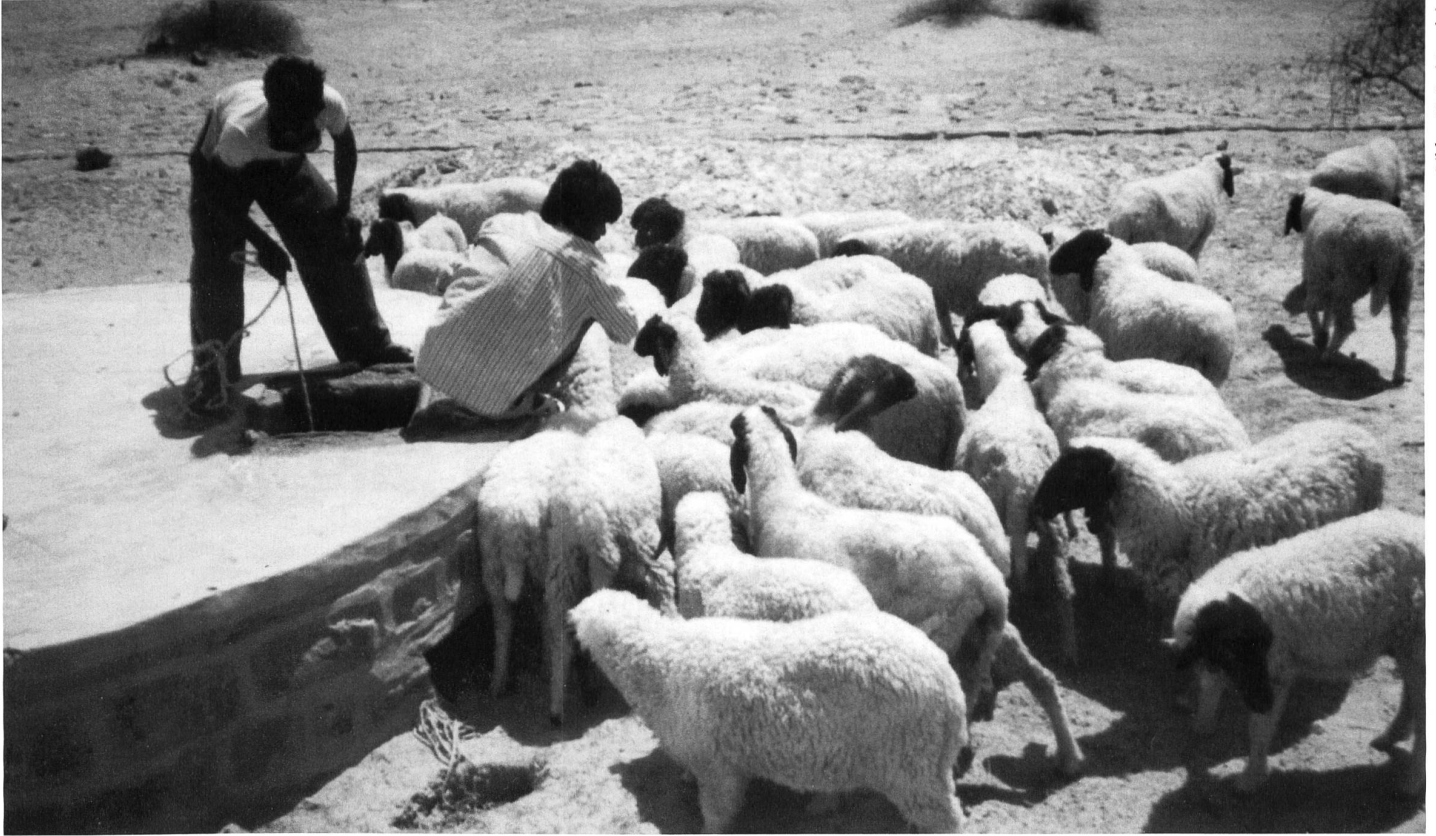
Wie im Zirkus Knie

Wir sind frühmorgens losgeritten. Das heisst: Fränzi und ich reiten, während Delboy neben uns herläuft und singt, nur unterbrochen von kurzen Flüchen in Richtung der Kamele. Er sagt, er könne sich meinen Namen nicht merken und werde mir darum einen indischen Namen geben: Monika. Und so singt er nun den ganzen Tag mit hoher, nasaler Stimme von einer traurigen Monika, deren Mann auf Reisen ging und

nicht wieder zurückkam. Vielleicht ist er ja in der Wüste rechts abgebogen.

Delboy war noch nie ausserhalb Rajasthans. Aber er sagt, die Schweiz sei wunderschön. Der Himmel auf Erden. Woher er das weiss? Er geht alle paar Wochen nach Jaisalmer ins Kino. Viele Bollywoodfilme würden in der Schweiz gedreht. «It's a honeymooncountry!» Er selbst hat sein ganzes Leben in der Wüste verbracht. «I love the desert», sagt er überzeugt, und irgendwie klingt es doch einstudiert. Die Sonne und der Sand haben seine Haut gegerbt, wie dunkles Leder. Er ist 23, sieht aber aus wie Mitte dreissig.

Bisher sind wir vor allem durch Ödland geritten. Der Boden, manchmal braun und rissig, manchmal fast schon schwarz vor Geröll. Ich bin ein Banause und denke an den Planet der Affen statt an den kleinen Prinzen. Dem hätte man hier jedoch kein Schaf zu zeichnen brauchen. Immer wieder kreuzen sich unsere Wege mit einer Herde Schafe, die lustig mit den Ohren wackeln. Sobald sie uns erblicken, blöken sie: «Four legs good, two legs bad.» Sie scheinen ohne Hirt unterwegs zu sein. Noch öfter treffen wir auf herumstreunende Kühe. Und einmal sogar auf ein Moped, mit einer Frau im wehenden Sari. Die Wüste lebt. Gegen Mittag machen wir drei Stunden Rast im Schatten. Den Kamelen wird das Gepäck abgenommen, die Vorderbeine werden locker zusammengebunden, damit sie sich nicht zu weit entfernen. Delboy, was übersetzt soviel heisst wie Linsenjunge, kocht Tee für uns. Mit Milch. Ein Mann kommt hinter einem Busch hervor und gesellt sich zu uns. Das wird wohl der Hirt sein. Wieder taucht eine Herde auf. Delboy und der Hirt locken die Schafe zum Brunnen, einer unscheinbaren Zisterne, an der ich achtlos vorbei geritten wäre. Sie können mit den Tieren sprechen. Rufen sie «Eeeeei, eeeeeoi», kommen die Schafe zum Brunnen. «Brrruah, brrruaah», und ein Schaf, das schon getrunken hat, geht brav weg. Dasselbe Geräusch funktioniert auch, um die Krähen aus dem Baum zu vertreiben, die es auf unsere Biscuits mit Kardamonge-



Bilder: Noëmi Landolt

schmack abgesehen haben. «Ekekekekek» muss man rufen, um die Kamele zurückzuholen. Ich darf mein Kamel zur Tränke führen. Wirklich fast wie im Zirkus Knie.

Nach drei Stunden reiten wir weiter. Delboy läuft immer noch neben uns her, in seinen löchrigen Sandalen, obwohl Sonia niemanden auf dem Buckel trägt. Sonia ist ein junges Kamelmännchen. Wenn wir Delboy fragen, ob das nicht anstrengend sei, blickt er verwegen drein, schiebt sich ein Stück Kautabak in die Unterlippe und sagt: «Desertmen are strong!» Ich bin auf keinen Fall ein Desertman. Mein Gesicht ist zündend rot, trotz wüstentauglichem Hut, meine Augen brennen höllisch, und meine Nase läuft ununterbrochen. «You are allergic to camels».

Delboys hundert Lieder

Wir kommen an einem Geröllhaufen vorbei und Delboy erzählt uns, da sei vor langer Zeit einmal ein Dorf gestanden. Der Chef des Dorfes habe aber lieber die ganze Siedlung niedergebrannt, als seine schöne Tochter einem muslimischen König zur Frau zu geben. Als der König zum zerstörten Dorf kam, habe er sich an dieser Stelle umgebracht. Aber er sei sowieso ein unfreundlicher König gewesen.

Nach weiteren zwei Stunden auf schwankendem Kamelrücken kommen wir zu unserem Nachtlager. Hier sieht es zum ersten Mal so aus, wie man sich eine Wüste so vorstellt. Wie die Sahara. Eine gigantische Sanddüne türmt sich vor uns auf. Das ist sie, die Wüste. Still und karg und einsam. Kein Mensch, kein Schaf weit und breit. Nur wir, der Sand und der heisse Wind, der uns wundersame Geschichten erzählt. Wir steigen von den Kamelen und laufen hinauf. Der warme Sand rieselt uns zwischen die Zehen. Wir kommen oben an, glühend rot hängt die Sonne am Horizont. Wir wollen stolz unsere Fahne hissen, auf unberührtem Boden. Doch es war schon mal jemand da: Im Sand steht gut fünf mal zwei Meter gross «JAPAN».

Wir gehen zurück zu Delboy, der schon wieder Tee gekocht hat. Wir helfen ihm, Knoblauch zu schälen und schauen zu, wie er mit ein paar Kartoffeln ein «Aloo Masala» hinzaubert und uns frische Chapati bäckt.

Wir entdecken am Horizont einen einsamen Reiter auf einem Kamel. Er kommt rasch näher. Auf dem Kopf einen roten Turban, traditionell in eine Kurta gekleidet, mit stolz gewirbeltem Schnurrbart. Zwischen seinen Füßen sehen wir eine Schatzkiste und wir glauben, einen Wüstenpiraten vor uns zu sehen. Oder einen Boten des Maharadjas, der dessen Konkubine Rubinen und Smaragde in die nächste Oase bringt. Der Wüstenpirat steuert direkt auf uns zu. Doch statt Krummsäbel hält der einsame Reiter einen Flaschenöffner in der Hand. «That's the Pepsiman», erklärt uns Delboy. In der Schatzkiste finden wir Sprite, Mountain Dew, Kingfisher Bier und Pepsi (Britneys Werbepartner). Der Pepsiman bietet uns auch Whiskey an. Oder ne Buddel Rum. Eben doch ein Pirat.

Die Sonne ist untergegangen. Der Himmel voller Sterne: die Milchstrasse. Delboy hat versprochen, uns hundert Lieder zu singen, von Annapurna, Sulaimit und wie sie alle heissen. Nach Nummer vier kriecht Fränzi eine Ameise ins Ohr. Nach Nummer sieben mir ein Käfer in die Hose. Und nach Nummer dreizehn stellen wir uns schlafend, weil wir den Verdacht haben, dass Delboy wieder beim Lied über Monika angelangt ist.

Noëmi Landolt, 1982, aufgewachsen in St.Gallen, studiert in Zürich Ethnologie und verschwindet immer wieder in wärmere Gefilden.

Lesen macht Leute.

www.books.ch

Ihre Buchhändlerin weiss Rat.

Wir führen eine grosse Auswahl an Büchern, Hörbüchern, Software-Literatur und über 2'000 DVDs.
Kommen Sie vorbei oder bestellen Sie bequem per Telefon, Fax oder online. Unter www.books.ch finden Sie per Mausclick über 800'000 Titel – 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr.



Rösslitor Bücher, Webergasse 5/7/15, 9000 St. Gallen, Tel +41 (0)71 227 47 47, Fax +41 (0)71 227 47 48, www.books.ch

Eine Tochter der Orell Füssli Buchhandlungs AG

teo jakob®

Möbel, Büromöbel, Küchen, Lampen, Textilien,
Planung und Innenarchitektur

Späti Ohlhorst AG
Spisergasse 40
9000 St.Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch



DAR



DAX



RAR

goba



Erhältlich in div. Läden oder direkt bei der Mineralquelle Gontenbad AG.

Der diesjährige Adventskalender
wurde von Aleksandra Signer exklusiv
für die Mineralquelle Gontenbad AG gestaltet.

Er erscheint in einer limitierten Auflage von
2005 Exemplaren.

Name: _____ Anzahl Kalender: _____

Adresse: _____ Fr. 19.- (+ Fr. 5.- Porto pro Versand)

Einsenden an: Mineralquelle Gontenbad AG, CH-9108 Gonten

Tel: 071 794 11 19